

HERMAEA
GERMANISTISCHE FORSCHUNGEN
NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN VON
JOACHIM HEINZLE UND KLAUS-DETLEF MÜLLER

BAND 112

SASCHA MICHEL

Ordnungen der Kontingenenz

Figurationen der Unterbrechung
in Erzähldiskursen um 1800
(Wieland – Jean Paul – Brentano)



MAX NIEMEYER VERLAG
TÜBINGEN 2006

Meinen Eltern

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN-13: 978-3-484-15112-3 ISSN 0440-7164

ISBN-10: 3-484-15112-9

© Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2006

Ein Unternehmen der Walter de Gruyter GmbH & Co. KG

<http://www.niemeyer.de>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz: Johanna Boy, Brennbeg

Gesamtherstellung: AZ Druck und Datentechnik, Kempten

Inhaltsverzeichnis

I.	Einleitung	I
II.	Systematik: Kontingenz und Ordnung	II
1.	Einleitung	II
2.	Semiologische Kontingenz	14
3.	Narratologie des Zufalls	24
III.	Der historische Ort: Kontingenz und Ordnung um 1800	35
1.	Einleitung	35
2.	Der archimedische Punkt: Zur Begründung des Subjekts	38
3.	Einbildungskraft und Zufall	43
4.	Teleologie-Diskurse im 18. Jahrhundert	50
IV.	Die »unendliche Verschiedenheit in den Begriffen«: Ordnungskonflikte in Christoph Martin Wielands <i>Geschichte des Agathon</i>	69
1.	Einleitung	69
2.	Zufall und Geschichte	74
2.1	Erzählen in Anführungszeichen: Zur Ironie des Vorberichts	77
2.2	Ordnung im Plural	85
3.	Ontologische Kontingenz und narrative Theodizee	95
3.1	»dieses unerklärbare, launische, widersinnige Ding, unsre Seele«: Agathon als »Charakter«	95
3.2	Rahmendes und unterbrechendes Erzählen: Das Ende der ersten Fassung	107
3.3	Ordnung und Gewalt: Das Ende der dritten Fassung	115
V.	»Doppelsinnigkeiten von allen Ecken«: Allegorisches Erzählen in Jean Pauls <i>Blumen-, Frucht- und Dornenstücken oder Ebestand,</i> <i>Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs</i>	127
1.	Einleitung	127
2.	Telos und Kontingenz	129
2.1	Passion und Initiation	129
2.2	»Der bestochene Zufall«	136
2.3	Allegorie und semiologische Kontingenz	139

3.	Eine Welt »voll Zeichen«: Zur symbolischen Ordnung der erzählten Welt.	145
3.1	»Wörter, Spielmarken und Medaillen«: Religion und Autorschaft im Bildfeld der Ökonomie	145
3.2	Die »Anfanggründe eines Namens«: Zur Logik des Namenstauschs	149
4.	Ursprung und Kontingenz: Die (An-)Archie der Schrift	152
4.1	Identität und Alterität: Zur Figuration von Autorschaft in den Vorreden	157
4.2	Ursprung und Apokalypse in den <i>Blumenstücken</i>	163
4.3	Digression und Enzyklopädie: Zur Poetik der Schrift	169
4.4	Die Macht der Unterbrechung: Lenette und die »Sprachmaschine«.	179
VI.	»Drang zur Darstellung«: Zur Poetik der Unterbrechung in Clemens Brentanos <i>Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter</i> . .	185
1.	Einleitung	185
2.	Zufall und Augenblick	188
3.	Erzählen in Stationen: Der erste Brief	192
4.	»Können wir beide uns etwas sagen?«.	199
5.	Verwilderung: Zur Narratologie des Perspektivismus.	203
6.	Die Suche nach dem Ursprung: Zur Melancholie des Erzählens	216
6.1	Otilie oder: »kein Begehren, keine Geschichte mehr«	218
6.2	Violette oder: »ewig zu der Wunde wieder hin«.	229
7.	»Wo will es am Ende hinaus!«.	242
VII.	Ausblick: Kontingenz und Ordnung um 1900	251
	Literaturverzeichnis	263

I. Einleitung

Zufall ist das keiner gewesen, weil Zufall in dem Sinn gibt es keinen, das ist erwiesen.

Wolf Haas, *Auferstehung der Toten*

In allen Bereichen der modernen Kultur wird Kontingenzbewußtsein demonstriert und chronisch darauf reflektiert, daß das, was ist, immer auch anders möglich ist. Trotz dieser Omnipräsenz jedoch, die vom Hollywoodfilm bis zur »Bastelbiographie«¹ reicht, gibt es keine einschlägige Monographie. Und auch innerhalb der Literaturwissenschaft sucht man bislang vergeblich nach einer umfassenden historisch-systematischen Verortung des Themas, obwohl doch gerade die Literaturwissenschaft ihre Gegenstände spätestens seit der Implementierung poststrukturalistischer Fragestellungen bevorzugt mit dem Index der Kontingenz versieht. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, eine solche historische Systematik spezifisch literarischer, genauer gesagt: narrativer Kontingenz nachzuliefern und dabei nicht nur einen modischen Allerweltsbegriff literaturwissenschaftlich zu operationalisieren, sondern mit Hilfe dieses Begriffs auch die vielfach untersuchte Epochenschwelle um 1800 neu in den Blick zu nehmen.²

Literaturtheoretisch knüpfe ich mit diesem Vorhaben naheliegenderweise an bestimmten Denkfiguren des Poststrukturalismus an. Wie ich in der Systematik weiter ausführen werde, vertritt der Poststrukturalismus einen radikalisierten Begriff von Kontingenz, der, verstanden als »Durchkreuzung der Funktionalität«,³ auf die *Subversion von Ordnung* abzielt. Diese Ordnungssubversion äußert sich in literarischen Texten als das, was ich im Anschluß an Jacques

¹ Vgl. Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, 7. Aufl., Frankfurt am Main 1990, S. 216f.

² Durchaus zu Recht hat man kritisiert, daß der Kontingenzbegriff beim Import aus der Philosophie oder den Naturwissenschaften in die Literaturwissenschaft zu einer unpräzisen Metapher zu werden droht: »The worst such abuses occur when terms that have a clearly defined meaning, usually mathematical, in the physical sciences are imported into literary studies as metaphors. By the time they reach pop books, a good skeptic's baloney detector should be red-lining. Latest to make this transition are the two C-words, Chaos and Complexity, and their hybrid offspring, Contingency and Counterfactuals« (Frank Miele, »Special Section Introduction: A Quick & Dirty Guide To Chaos And Complexity Theory«, in: *Skeptic* 8 (2001), Nr. 3, S. 54ff.). – Daß dessen ungeachtet der präzise literaturwissenschaftliche Gebrauch des Kontingenzbegriffs bestimmte Texte überhaupt erst angemessen zu erschließen erlaubt, wird im folgenden zu zeigen sein.

³ David E. Wellbery, »Zur literaturwissenschaftlichen Relevanz des Kontingenzbegriffs. Eine Glosse zur Diskussion um den Poststrukturalismus«, in: *Poststrukturalismus – Dekonstruktion – Postmoderne*, hrsg. v. Klaus W. Hempfer, Stuttgart 1992, S. 161–169, hier S. 162.

Derrida *semiologische Kontingenz*⁴ nenne. Kurz gesagt, ist damit eine von allen ontologisch-essentialistischen Fundierungen losgelöste Zeichenverketzung und Sinnproduktion gemeint, die sich keiner semantischen Teleologie oder ursprünglichen Intention fügt. Das Wissen um die semiologische Kontingenz ist dabei so alt wie die Reflexion auf Sprache selber und tritt vor allem dort zutage, wo über Erinnerung – als *dem* Paradigma von Textgenerierung – nachgedacht wird. Schon bei Aristoteles etwa ist von den wie »zufällig« in der Seele auftauchenden Erinnerungen die Rede, die den Gedächtnisprozeß immer wieder »anders«, d.h. gegen die eigentlichen Intentionen, verlaufen lassen.⁵ Und Augustinus weist in seinen *Confessiones* darauf hin, daß bei dem Versuch, »etwas aus der Erinnerung« zu erzählen, plötzlich »anderes« als das Gesuchte »mitten vor dich hin [springt], als riefte es: Sind wir's vielleicht?«⁶ Dieses Bewußtsein semiologischer Kontingenz, das bei Aristoteles und Augustinus noch an den Rand gedrängt wird, ist für die Literaturtheorie des 20. Jahrhunderts geradezu prägend geworden: Ob in Bachtins Dialogizitätskonzept oder der an Bachtin anknüpfenden Intertextualitätstheorie,⁷ ob in Lacans Theorie einer vom Begehren angetriebenen Sprache, die stets »alles andere als das« bezeichnet, »was sie sagt«,⁸ oder ob in de Mans dekonstruktivem Nachweis rhetorischer Bedeutungssubversionen – stets geht es darum, die Unzuverlässigkeit semiotischer Beziehungen herauszustellen.

Die mit solchen theoretischen Positionen einhergehende Fixierung auf die *Differenz* der Zeichen, das *Andere* des Gesagten und die *Unlesbarkeit* der Texte mag im Zuge des Poststrukturalismus zwar eine schnell langweilig gewordene »Rhetorik der Aporie« hervorgebracht haben, bei der man, ohne noch genau hinsehen zu müssen, immer schon weiß, daß die Texte etwas anderes machen, als sie sagen. Doch jenseits von »erpreßte[r] Unversöhntheit«⁹ geht es mir im folgenden darum, *en détail* zu zeigen, daß die Texte

⁴ In dem Text *Die zweifache Séance* ist vom »semantischen oder eher semiologischen Zufall« die Rede (Jacques Derrida, *Die zweifache Séance*, in: Ders., *Dissemination*, Wien 1995, S. 193–320, hier S. 287).

⁵ Aristoteles, *Über Gedächtnis und Erinnerung*, in: Ders., *Über die Seele*. Die Lehrschriften, hrsg. v. Paul Gohlke, 2. Aufl., Paderborn 1953, Bd. 6.2, S. 71 (452b).

⁶ Augustinus, *Bekenntnisse*. Eingeleitet, übersetzt u. erläutert v. Joseph Bernhart, 4. Aufl., Frankfurt am Main 1994, S. 505. Vgl. hierzu Frauke Berndt, *Anamnesis. Studien zur Topik der Erinnerung in der erzählenden Literatur zwischen 1800 und 1900*, Tübingen 1999, S. 22ff.

⁷ Vgl. Julia Kristeva, »Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman«, in: *Literaturwissenschaft und Linguistik*, Bd. 3, hrsg. v. Jens Ihwe, Frankfurt am Main 1972, S. 345–375, sowie Renate Lachmann, *Gedächtnis und Literatur*, Frankfurt am Main 1990.

⁸ Jacques Lacan, »Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud«, in: *Theorie der Metapher*. Studienausgabe, hrsg. v. Anselm Haverkamp, 2. Aufl., Darmstadt 1996, S. 175–215, hier S. 188.

⁹ Jörg Lau, »Literatur. Eine Kolumne. Literarische Theorie, theoretische Literatur«, in: *Merkur* 52 (1998), S. 153–159, hier S. 155. Vgl. auch die Abrechnung desselben Autors mit der sogenannten Postmoderne: Jörg Lau, »Der Jargon der Uneigentlichkeit«, in: *Postmoderne. Eine Bilanz*, Sonderheft *Merkur* 52 (1998), S. 944–955.

um 1800 nun einmal unversöhnlich und aporetisch *sind*. Anders gesagt: Weil die Ordnungssubversionen, die im Zentrum des mittlerweile längst historisch gewordenen Poststrukturalismus gestanden haben, Bewegungen der Texte selber sind, führt der antipoststrukturalistische Jargon genauso von den Texten weg wie der poststrukturalistische. Worum es mir also geht, ist philologische und historische Nähe zu den Texten und keine Wiederbelebung literaturtheoretischer Grabenkämpfe.

Um an die ordnungssubversiven Bewegungen der Texte heranzukommen, muß man die aufwendige und raffinierte »Ordnungsarbeit«¹⁰ nachvollziehen, die gerade für die ›wild‹ und ›chaotisch‹ erscheinenden Romane konstitutiv ist. Für die Zeit um 1800 bedeutet dies, so meine These, daß man insbesondere den *metaphysischen* Ehrgeiz der Texte ernst nimmt. Denn mit ihrer poetologischen Ordnungsarbeit partizipiert die Literatur immer auch an den Ordnungsmodellen und -problemen metaphysischer Diskurse. Zwar besteht diese Partizipation, wie zu sehen sein wird, in höchst riskanten Randgängen. Doch bei allem ›Wissen‹ um die ontologische und semiologische Kontingenz jeder Ordnungssetzung,¹¹ lassen die Texte um 1800 nicht von dem metaphysischen Begehren ab, eine letzte *arché* oder ein endgültiges *telos* zu erreichen.

Der Vorwurf, den man sich damit als Literaturwissenschaftler einhandelt, liegt auf der Hand: Wie Richard Rorty durchaus zu Recht angemerkt hat, gerät man durch die *philosophische* Perspektive auf die allgemein kulturelle, also auch literaturgeschichtliche Rolle der Metaphysik in Versuchung, einen Generalschlüssel à la Derrida zur Verfügung zu haben,

mit dessen Hilfe sich das Geheimnis wirklich aller Texte lüften lasse. In ihrer Extremform verleitet diese Auffassung die Literaturwissenschaftler dazu, jeden Text so anzugehen, als ›handle‹ er von den immer gleichen alten Gegensätzen: Zeit und Raum, Sinnliches und Intelligibles, Subjekt und Objekt, Sein und Werden, Identität und Verschiedenheit und so fort. Gerade als wir pragmatischen, an Wittgenstein geschulten Therapeuten uns dazu beglückwünschten, der gelehrten Welt die Vorstellung ausgeredet zu haben, daß diese Gegensätze etwas ›Tiefes‹ darstellen, also gerade als wir glaubten, wir hätten diese Terminologie hübsch nivelliert und trivialisiert, merkten wir, daß all die liebgewordenen ›Probleme der

¹⁰ Bernhard Waldenfels, »Das Ordentliche und das Außer-ordentliche«, in: Kontingenz und Ordo. Selbstbegründung des Erzählens in der Neuzeit, hrsg. v. Bernhard Greiner u. Maria Moog-Grünewald, Heidelberg 2000, S. 1–13, hier S. 11.

¹¹ Ontologische Kontingenz meint die ontologische Grundlosigkeit jeder symbolischen Ordnung, die als bloße Setzung prinzipiell auch anders möglich ist. Es gibt sozusagen keinen archimedischen Punkt außerhalb der Ordnung, von dem her eine Letztbegründung möglich wäre. Und weil jede symbolische Ordnung ontologisch kontingent ist, entsteht überhaupt erst der unendliche Spielraum semiologischer Kontingenz. Zum Begriff der ontologischen Kontingenz vgl. Waldenfels, »Das Ordentliche und das Außer-ordentliche«, S. 4ff. Der Begriff selbst stammt von Maurice Merleau-Ponty, *Phénoménologie de la perception*, Paris 1945, S. 456.

Philosophie« aus dem Lehrbuch als das verborgene Konzept unserer Lieblingsgedichte und -romane apostrophiert wurden.¹²

Das Problem ist, daß Rorty hier selbst als Philosoph auftritt, der *seinen* Generalschlüssel anbietet. Rorty schlägt nämlich »pragmatisch« vor, »sich damit zufrieden zu geben«, die metaphysischen Gegensätze »auf die leichte Schulter zu nehmen, sie zu ›dethematisieren‹ und nichts weiter in ihnen zu sehen als ein paar zusätzliche sprachliche Bilder«. ¹³ Das aber geht genauso an den Texten um 1800 vorbei wie der Versuch, die Texte lediglich exemplarisch vor dem immer gleichen Hintergrund von Metaphysik und *différance* zu lesen. Wie zu sehen sein wird, schlagen Romane wie Christoph Martin Wielands *Agathon*, Jean Pauls *Siebenkäs* oder Clemens Brentanos *Godwi* ganz unterschiedliche Erzählwege ein und arbeiten sich doch an ähnlichen Problemen ab. Da diese ›Arbeit‹ nichts anderes als die jeweiligen *literarischen Verfahren* meint, verbietet sich jede begriffliche Hypostasierung und philosophische Instrumentalisierung. Was die Romane um 1800 aber auch demonstrieren, ist der Ernst der Probleme, die sie *als Texte* vorführen: Bei aller Ironie, bei allem Witz, bei aller Lust am Erzählen nehmen sie ihre je eigenen Darstellungsprobleme, die untrennbar mit der metaphysischen Ordnung von *arché* und *telos* zusammenhängen, alles andere als auf die leichte Schulter. Sicherlich besteht das Moderne der Literatur um 1800 auch darin, daß sie performativ – und nicht bloß inhaltlich – versucht, »an den Punkt zu kommen, wo wir *nichts* mehr verehren, *nichts* mehr wie eine Quasi-Gottheit behandeln, wo wir *alles*, unsere Sprache, unser Bewußtsein, unsere Gemeinschaft, als Produkte von Zeit und Zufall behandeln«. ¹⁴ Doch das ist nur die halbe Wahrheit. In ihrem Ursprungsbegehren und ihrer programmatischen Teleologie träumen die Texte um 1800 zugleich immer noch den alten Traum von Endgültigkeit und verlässlicher Ordnung.

Die Relation zwischen Kontingenz und Ordnung, die im Zentrum der vorliegenden Arbeit steht, stellt ein geradezu klassisches Gegensatzpaar der metaphysischen Tradition dar. Mit der Wahl dieses Begriffspaars will ich aber genausowenig wie die Texte selbst – und gegen Rortys Unterstellung – auf etwas »Tiefes« verweisen. Im Gegenteil: Wie die Romane um 1800 die vermeintliche metaphysische »Tiefe« als bloßes Konstrukt und sprachlichen Effekt vorführen – Novalis spricht in anderem Zusammenhang von einer

¹² Richard Rorty, Dekonstruieren und Ausweichen, in: Ders., Eine Kultur ohne Zentrum. Vier philosophische Essays, Stuttgart 1993, S. 104–146, hier S. 143.

¹³ Rorty, Dekonstruieren und Ausweichen, S. 143.

¹⁴ Richard Rorty, Kontingenz, Ironie, Solidarität, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1993, S. 50f. – Zum Zusammenhang zwischen einer sich als nachmetaphysisch verstehenden Moderne und dem Bewußtsein für Kontingenz (im Sinne der prinzipiellen Fallibilität von Aussagen) vgl. Albrecht Wellmer, Wahrheit, Kontingenz, Moderne, in: Ders., Endspiele: Die unver-söhnliche Moderne, Frankfurt/M. 1993, S. 157–177.

»*nothwendige[n] Fiction*«¹⁵ –, dienen mir die beiden Begriffe lediglich zur Beschreibung der Art und Weise, wie die Texte als Texte funktionieren. Das ist deshalb möglich, weil Kontingenz und Ordnung, so meine pragmatische These gegen Derridas »ultra-transzendentalen«¹⁶ Anspruch, *narratologisch operationalisierbare* Begriffe sind. Nicht zufällig ist das einzige literaturwissenschaftliche Feld, auf dem bereits wichtige Ansätze zu einer historischen Systematik literarischer Kontingenz entwickelt worden sind, das der Narratologie und Erzählanalyse.¹⁷ Der Grund hierfür liegt darin, daß die mit dem Geschichtenerzählen verbundene Schicksalssemantik seit jeher auf *Zufallstopoi* angewiesen ist: Kein Abenteuer, keine Liebesgeschichte, kein Bildungsroman, keine Erzählung unerhörter Begebenheiten ohne Einsatz (vermeintlich) zufälliger Stürme, Entführungen und Begegnungen. Erzählungen, so bringt es eine Anthologie zeitgenössischer Geschichten auf den Punkt,

beschreiben das, was dazwischenkommt. Wenn nichts dazwischengekommen wäre, hätte Homer nie von Odysseus' Reise zu erzählen gehabt. Jedem kommt aber immer irgend etwas dazwischen, ein verspäteter Zug, ein Unfall auf der Autobahn, ein schlechtgelaunter Taxifahrer, ein Mann, der aus dem Fenster springt.¹⁸

Entsprechend taucht der Kontingenzbegriff im literaturwissenschaftlichen Diskurs vornehmlich als *erzählter Zufall* auf. Narratologisch gesprochen: Kontingenz ist eine Angelegenheit der *histoire*. Und da diese *histoire* dadurch definiert ist, daß sie die erzählten Ereignisse in einen *kausal* bzw. *teleologisch* motivierten Handlungszusammenhang stellt, hat die Forschung zu Recht immer wieder betont, daß es »echte« Zufälle in der Literatur nicht geben kann. Schon Ernst Nef hat beispielsweise darauf hingewiesen, daß »Zufälligkeit [...] jeweils nur innerhalb einer geltenden Ordnung« zutageetrete, »das heißt, jeder Zufall ist nur in bezug auf ein bestimmtes Ordnungsprinzip zufällig.«¹⁹

¹⁵ Novalis, Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs, hrsg. v. Paul Kluckhohn, Richard Samuel, Hans-Joachim Mähl u. Gerhard Schulz, Stuttgart 1960ff., Bd. II, S. 179. Bd. I u. II zitiere ich nach der 3., Bd. III u. IV nach der 2. Auflage.

¹⁶ Christoph Menke-Eggers, »Deconstruction and Criticism – Zweideutigkeiten eines Programms«, in: Literaturkritik – Anspruch und Wirklichkeit, hrsg. v. Wilfried Barner, Stuttgart 1990, S. 351–366, hier S. 354.

¹⁷ Vgl. vor allem Ernst Nef, *Der Zufall in der Erzählkunst*, Bern 1970; Klaus-Detlef Müller, »Der Zufall im Roman. Anmerkungen zur erzähltechnischen Bedeutung der Kontingenz«, in: GRM 59 (1978), S. 265–290; Werner Frick, *Providenz und Kontingenz. Untersuchungen zur Schicksalssemantik im deutschen und europäischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts*, Tübingen 1988; Rudolf Behrens, *Umstrittene Theodizee, erzählte Kontingenz. Die Krise teleologischer Weltdeutung und der französische Roman (1670–1770)*, Tübingen 1994; sowie Joseph Vogl, *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*, München 2002, S. 139–222.

¹⁸ Verena Auffermann, Vorwort – Spione der Gegenwart, in: *Beste Deutsche Erzähler 2001*, hrsg. v. Verena Auffermann, Stuttgart u. München 2001, S. 9.

¹⁹ Nef, *Der Zufall in der Erzählkunst*, S. 5.

Auch die vorliegende Arbeit geht »allen Spontaneitätsfanatikern und Zufallsadepten zum Trotz«²⁰ vom Primat ästhetischer Ordnung aus. Im Unterschied allerdings zur bestehenden Forschungsliteratur verorte ich die Relation zwischen Kontingenz und Ordnung nicht nur innerhalb der *histoire*, sondern beziehe sie auch auf den *discours*, den narrativen Text. Über die unspezifische Aussage des Poststrukturalismus hinaus, daß *jeder* Text Effekte semiologischer Kontingenz erzeugt und daß jeder Ordnung immer auch die eigene Subversion *unterläuft*, vertrete ich die These, daß diese Subversion – *erstens* – aufgrund bestimmter Ordnungssetzungen um 1800 je spezifische Formen annimmt und daß – *zweitens* – ontologische und semiologische Kontingenz vom *discours* regelrecht in Szene gesetzt werden können.

Ausgehend von Derridas Hinweis, daß »die Dissemination [...] eine bestimmte Theorie [...] der *Digression* vorschlagen« würde,²¹ lautet mein Operationalisierungsvorschlag, daß eines der entscheidenden narrativen Verfahren dieser Inszenierung die *Digression* ist. Gerade vor dem Hintergrund des Anspruchs an Erzähltexte, eine chronologisch geordnete Geschichte konstruieren zu können, in deren Dienst sich der Text zu stellen hat, erscheinen diejenigen Erzähldiskurse bzw. diejenigen Passagen im Erzähldiskurs als kontingent, die sich immer wieder digressiv vom Handlungsgang entfernen. In der Rhetorik wird die *dispositio* solcher Texte, die nicht einfach eine lineare Geschichte von Anfang bis Ende erzählen, sondern immer wieder abschweifen, als *ordo artificialis* bezeichnet. Und wie schon der Begriff des *ordo* deutlich macht, handelt es sich natürlich auch bei der vermeintlichen Kontingenz des *discours* um keine »echte« Kontingenz, sondern im Gegenteil um ein rhetorisches *Ordnungsprinzip*, das den formalen Zusammenhang des Textes bestimmt. Auch hier erweist sich also die Relationalität des Kontingenzbegriffs in bezug auf den Begriff der Ordnung als *Asymmetrie*: Es gibt keine Kontingenz im Bereich des Ästhetischen ohne immer schon vorausgesetzte Ordnung. Vor allem dann, wenn Texte besonders chaotisch und semiologisch kontigent sein wollen, müssen sie einen hohen rhetorischen (Ordnungs-)Aufwand betreiben.

Wie man semiologische Kontingenz an digressive Erzählverfahren koppeln kann, so sind auch die Ordnungsbegriffe *arché* und *telos* narratologisch operationalisierbar. Innerhalb der *histoire* etwa werden die Romanfiguren immer wieder von einem problematischen Ursprungsbegehren angetrieben, mit Roland Barthes gesprochen: die Geschichten gehen »auf Ödipus zurück«.²² Die damit verbundene narzißtische Logik ist gerade für das *telos* der Romane, die stets

²⁰ Dietrich Mathy, »Die Notwendigkeit des Zufälligen. Zur Integration des Zufalls in die Sphäre des Ästhetischen«, in: Spielzüge des Zufalls. Zur Anatomie eines Symptoms, hrsg. v. Carola Hilmes u. Dietrich Mathy, Bielefeld 1994, S. 21–38, hier S. 21.

²¹ Jacques Derrida, Buch-Außerhalb. Vorreden/Vorworte, in: Ders., Dissemination, S. 9–68, hier S. 35.

²² Roland Barthes, Die Lust am Text, 7. Aufl., Frankfurt am Main 1992, S. 70.

auch Initiationsgeschichten erzählen, von zentraler Bedeutung. Was mich aber auch hier vor allem interessiert, ist der *discours*. Inwiefern zum Beispiel durchkreuzt die semiologische Kontingenz das (vermeintlich) versöhnliche Ende einer Geschichte? Was hat es zu bedeuten, wenn es wie im *Agathon* verschiedene Textfassungen des Endes oder wie im *Godwi* noch eine *Fragmentarische Fortsetzung* gibt? Gerade weil die Teleologie als Ordnungsform für Erzähltexte so wirkungsmächtig ist, läßt sich die Frage nach der Kontingenz am Ende des *discours* besonders profilieren. Von im wahrsten Sinn des Wortes *grundsätzlicher* Bedeutung ist darüber hinaus die Frage nach der Relation zwischen Kontingenz und Ordnung in bezug auf die *arché*. Narratologisch nämlich richtet sich diese Frage auf den ›Ort‹ des Erzählens und damit den *Akt* selbst, »der eine Erzählung hervorbringt«. ²³ Da dieser Akt nichts anderes als eine Setzung ist, die durch ironische Erzählerkommentare und rahmende Erzählverfahren reflektiert werden kann, sind Erzähltexte geradezu prädestiniert, nicht nur semiologische, sondern auch die immer schon vorausgesetzte ontologische Kontingenz jeder Ordnungssetzung zu inszenieren.

Die zentrale Figur, die bei der Inszenierung narrativer Kontingenz immer wieder auftaucht, ist die der *Unterbrechung*. Was darunter rhetorisch zu verstehen ist, liegt im Fall der Digression auf der Hand: Die Abschweifung zeichnet sich dadurch aus, daß sie die *argumentatio* oder *narratio*, um die es ›eigentlich‹ geht, unterbricht. Und so wenig der erzählte Zufall bei genauerem Hinsehen aus kausal und/oder teleologisch motivierten Zusammenhängen herausfallen mag – als singuläres Ereignis, etwa in Gestalt eines Unfalls oder sonstigen Schicksalsschlags, unterbricht der erzählte Zufall zumindest vordergründig ein kausal bestimmbares, also vorhersehbares Handlungskontinuum. Darüber hinaus aber läßt sich auch die Relation zwischen Ordnung und ontologischer bzw. semiologischer Kontingenz als Bewegung der Unterbrechung denken: Wie jede Selbstreflexion eine Spaltung und damit eine Unterbrechung zwischen Reflektierendem und Reflektiertem generiert, stellt auch das selbstreflexive Wissen einer Ordnung um ihr prinzipielles Auch-anders-sein-Können, d.h. ihre ontologische Kontingenz, eine Unterbrechung der in der Ordnung aufgehobenen Praxis dar, und der vermeintlich identitätsstiftende Akt der Selbstreflexion mündet in das Bewußtsein von Alterität und Relativität. Neben dieser *erkenntnistheoretischen* Bedeutung besteht die *semiologische* Dimension der Unterbrechung darin, daß es weder eine ursprüngliche noch teleologisch zu garantierende notwendige Beziehung oder gar Identität zwischen Signifikant und Signifikat gibt. Die Beziehungen zwischen den Zeichen und ihren Bedeutungen, die in der metaphysischen Tradition – und damit auch in den Texten um 1800 – als harmonisch und stabil gedacht (oder imaginiert)

²³ Zur narratologischen Kategorie des ›Ortes‹ vgl. Matias Martinez u. Michael Scheffel, Einführung in die Erzähltheorie, München 1999, S. 75.

werden, sind trotz allen Ordnungsbegehrens durch unendliche Störungen gekennzeichnet. Um zu einer (möglichen) Bedeutung zu gelangen, muß man den labyrinthischen Umweg über das kulturelle Gedächtnis nehmen, und ob man dabei ankommt, wo man hinwill, ist alles andere als gewiß.

Die *historische* Eingrenzung des Themas und das Kriterium für die Auswahl der Texte sind in diesen systematischen Vorüberlegungen bereits angelegt. Die narrative *Vorführung* von ontologischer und semiologischer Kontingenz sehe ich im Zusammenhang einer um 1800 entstehenden Moderne, die dem ontologischen »Ordnungsschwund«²⁴ die Selbstreflexion artifizierlicher Ordnungen entgegensetzt.²⁵ Gerade im Hinblick auf die vielfach herausgestellte Ambiguität moderner Ordnungsentwürfe bietet sich die Relation zwischen Kontingenz und Ordnung als diskursanalytische Leitdifferenz an. In bezug auf literarische Verfahren interessieren mich dabei insbesondere diejenigen Texte, die bei aller Teleologie mit digressiven Erzählverfahren oder allgemeiner gesprochen: mit Unterbrechungen der *histoire* experimentieren²⁶ und die vorgenommenen Ordnungssetzungen zugleich immer wieder in Anführungszeichen setzen. Mit der Etablierung eines »selbstbewußten Erzähler[s], der Reflexionen über sich, sein Erzählen und seine Geschichte anstellt und sich in einem steten Gespräch mit seinen Lesern befindet«,²⁷ geht um 1800 zum Beispiel eine Veränderung im Umgang mit erzählten Zufällen einher, in deren Gefolge die teleologische Ordnung der *histoire*, im Barock noch Spiegel der göttlichen Weltordnung selber, als kontingente Setzung erscheint. Von dieser ontologischen Kontingenz wird konsequenterweise nicht nur das Ende der Geschichte, sondern auch der Ursprung der Setzung, das *sub-iectum* des Erzählens, erfaßt: Vom *Agathon* über den *Siebenkäs* bis zum *Godwi* ist das Erzählen dadurch gekennzeichnet, daß es mit dem archimedischen Punkt der Erzählinstanz(en) sein dekonstruktives Spiel treibt und jede setzende Instanz als ihrerseits gesetzte entlarvt. Zusammenfassend könnte man sagen, daß sich im narrativen Spiel mit dem Zufall um 1800 ein für die Moderne konstitutives Kontingenzbewußtsein artikuliert. Da jedoch, wie zu sehen sein wird, auch der vermeintliche »Ursprungsort« dieses Bewußtseins, narratologisch gesprochen: die sogenannte *extradiegetische* Erzählinstanz, lediglich als

²⁴ Hans Blumenberg, *Die Legitimität der Neuzeit*. Erneuerte Ausgabe, Frankfurt am Main 1996, S. 150ff.

²⁵ Vgl. die Vorbemerkung von Maria Moog-Grünwald, in: *Kontingenz und Ordo*, hrsg. v. Bernhard Greiner u. Maria Moog-Grünwald, Heidelberg 2000, S. VII–XIII.

²⁶ Die beiden literaturwissenschaftlich beliebtesten Beispiele für solche Diskurse der Unterbrechung im 18. Jahrhundert sind Laurence Sternes *Tristram Shandy* und der vom achten Buch des *Tristram Shandy* inspirierte Roman *Jacques le fataliste* von Denis Diderot, der davon handelt, daß die Handlung der eigentlich angekündigten Geschichte immer wieder unterbrochen wird. Vgl. Rainer Warning, »Fiktion und Wirklichkeit in Sternes *Tristram Shandy* und Diderots *Jacques le fataliste*«, in: *Nachahmung und Illusion*, hrsg. v. Hans Robert Jauß, 2., durchges. Aufl., München 1983, S. 96–112. Zu Sterne vgl. Kap. III.4.

²⁷ Martinez/Scheffel, *Einführung in die Erzähltheorie*, S. 86.

eine Figur innerhalb dieses Spiels vorgeführt wird, ist noch die Rede vom Kontingenzbewußtsein eben jener Metaphysik der Präsenz verhaftet, deren teleologische und ursprungslogische Ordnung in den Erzähldiskursen um 1800 auf dem (narrativen) Spiel steht.

II. Systematik: Kontingenz und Ordnung

Kein Kunstwerk verdient seinen Namen, welches das seinem eigenen Gesetz gegenüber Zufällige von sich weghielte.
Theodor W. Adorno, *Ästhetische Theorie*

I. Einleitung

Der Begriff der Kontingenz ist diskursgeschichtlich stets relational bestimmt worden.¹ Modallogisch wird Kontingenz seit Aristoteles in Abgrenzung zu *Notwendigkeit* und *Unmöglichkeit* definiert: »Kontingent ist etwas, was weder notwendig ist noch unmöglich ist; was also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist.«² Genauer gesagt, bezeichnet Kontingenz die *prinzipielle*, zweiseitige Möglichkeit, daß etwas sowohl sein als auch nicht sein kann. Der Zufall, häufig synonym zu Kontingenz gebraucht, meint die *faktische*, keiner Notwendigkeit geschuldete Realisierung der Möglichkeit, daß etwas ist: »grundlos fixierte Kontingenz«³ im Sinnes eines Ereignisses, das genauso gut auch nicht oder anders sein könnte. Die Rede vom Zufall setzt, so gesehen, die zweiseitige Möglichkeit der Kontingenz voraus.⁴

Innerhalb der an Gründen und notwendigen Zusammenhängen interessierten metaphysischen Tradition ist der Zufall entweder eine bloß akzidentielle Größe und damit vernachlässigbar, oder aber er wird als Provokation der eigenen Ordnungsbemühungen aufgefaßt, auf die mit entsprechenden Integrationsmaßnahmen reagiert werden muß. Aristoteles domestiziert den Zufall zum Beispiel dadurch, daß er ihn so denkt, *als ob* er zweckmäßig wäre, d.h.

¹ Vgl. den Artikel »Kontingenz«, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. v. Joachim Ritter u. Karlfried Gründer, Darmstadt 1976, Bd. 4, Sp. 1027–1038.

² Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, 6. Aufl., Frankfurt am Main 1996, S. 152. – Den systematischen Ort des Kontingenzbegriffs bei Luhmann bringt folgende Passage lapidar auf den Punkt: »Komplexität [...] heißt Selektionszwang, Selektionszwang heißt Kontingenz, und Kontingenz heißt Risiko« (ebd., S. 47).

³ Rüdiger Bubner, »Die aristotelische Lehre vom Zufall. Bemerkungen in der Perspektive einer Annäherung der Philosophie an die Rhetorik«, in: *Kontingenz*, hrsg. v. Gerhart von Graevenitz u. Odo Marquard in Zusammenarbeit mit Matthias Christen, München 1998, S. 3–21, hier S. 7.

⁴ Vgl. Franz Josef Wetz, »Die Begriffe ›Zufall‹ und ›Kontingenz‹«, in: *Kontingenz*, hrsg. v. Gerhart von Graevenitz u. Odo Marquard in Zusammenarbeit mit Matthias Christen, München 1998, S. 27–34, hier S. 27f. – Der auf Aristoteles' *Analytica Priora* zurückgehenden Bestimmung von »Kontingenz« im Sinne der zweiseitigen Möglichkeit stehen bei Aristoteles weitere Begriffsbestimmungen gegenüber: So umfaßt etwa der Kontingenzbegriff in *De interpretatione* den *gesamten* Bereich des Möglichen, also auch den des Notwendigen. Zur Terminologie und Begriffsgeschichte vgl. Albrecht Becker-Freyseng, *Die Vorgeschichte des philosophischen Terminus ›contingens‹. Eine Untersuchung über die Bedeutung von ›contingere‹ bei Boethius und ihr Verhältnis zu den Aristotelischen Möglichkeitsbegriffen*, Heidelberg 1938, vor allem S. 17 u. 33ff.

einer geheimen *Teleologie* folgte.⁵ In der *Poetik* etwa unterscheidet er zwischen zwei Gruppen von schaudererregenden Ereignissen: den wunderbaren Ereignissen einerseits, die »wider Erwarten eintreten« und doch (teleologisch) »folgerichtig auseinander hervorgehen«, und den bloß zufälligen Ereignissen andererseits, die »in wechselseitiger Unabhängigkeit [...] vonstatten gehen«. Von den zufälligen Ereignissen wirken bezeichnenderweise »diejenigen am wunderbarsten, die sich nach einer Absicht vollzogen zu haben *scheinen* – wie es bei der Mitys-Statue in Argos der Fall war, die den Mörder des Mitys tötete, indem sie auf ihn stürzte, während er sie betrachtete; solche Dinge *scheinen* sich ja nicht blindlings zu ereignen [...]«. ⁶

Neben dieser teleologischen Deutung bzw. Eliminierung⁷ des Zufalls ist Kontingenz vor allem immer wieder in Relation zum Begriff der *Kausalität* thematisiert worden. Bei Spinoza zum Beispiel geht die Geltung des Kausalitätsprinzips so weit, daß alle Aussagen über Zufälle in der Welt auf die bloße Unkenntnis der jeweils vorliegenden Ursachen zurückgeführt werden können und Kontingenz damit per se ausgeschlossen bzw. zum bloßen *asylum ignorantiae* erklärt wird.⁸ Bei einem nicht ganz so strengen, lückenlosen Determinismus wird der Zufall im Sinne des kausal Unbestimmten oder Nicht-Intendierten üblicherweise dort verortet, wo das (immer schon vorausgesetzte) Kausalitätsprinzip zwar nicht ungültig ist, gleichwohl aber zu unvorhersehbaren Effekten führt – dort nämlich, wo zwei voneinander unabhängige Kausalketten überraschend zusammentreffen. Diese *Koinzidenz* liegt etwa in den beiden Fällen vor, von denen Aristoteles in der *Metaphysik* erzählt: Wenn jemand beim Graben eines Loches für eine Pflanze einen Schatz findet, den ein anderer dort vergraben hat, hatte jeder zwar angebbare Gründe für sein Tun, aber die Entdeckung des Schatzes selbst ist auf keine bestimmte und direkte Ursache zurückzuführen. Ebenso in dem Fall, in dem jemand nicht deshalb nach Aigina kommt, »weil er hinkommen wollte, sondern vom Sturme verschlagen oder von Räubern gefangen« wurde:⁹ Kausal erklärbar sind nur die Handlungen der Räuber bzw. die Entstehung des Sturmes und die Tatsache, daß man sich zu einem bestimmten Zeitpunkt ausgerechnet dort befindet, wo man von Stürmen oder Räubern erwischt werden kann – die Koinzidenz selbst allerdings ist grundlos. Der Topos schlechthin für diese

⁵ Vgl. Bubner, »Die aristotelische Lehre vom Zufall«, S. 8–11.

⁶ Aristoteles, *Poetik*, übers. u. hrsg. v. Manfred Fuhrmann, Stuttgart 1987, S. 33 (1452a). (Hervorh. S.M.)

⁷ Unmißverständlich kommt diese Kontingenzfeindlichkeit in Hegels teleologischer Geschichtsphilosophie zum Ausdruck: »Die philosophische Betrachtung hat keine *andere Absicht, als das Zufällige zu entfernen*« (Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Die Vernunft in der Geschichte*, hrsg. v. Johannes Hoffmeister, 8. Aufl., Hamburg 1980, S. 29).

⁸ Vgl. Art. »Kontingenz«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Sp. 1031f.

⁹ Aristoteles, *Metaphysik*, Bücher I–VI, hrsg. v. Horst Seidl, 3., verb. Aufl., Hamburg 1989, S. 246–249 (1025a, 14–34).

Form des Zufalls, die eine Spielart grundlos fixierter Kontingenz darstellt, ist der berühmte Dachziegel, der genau in dem Moment gemäß der geltenden Naturgesetze vom Dach fällt, in dem ein Passant aus bestimmten Gründen vorüberläuft. Zufall als Akzidenz wird hier im wahrsten Sinn zum *accident*: zum Unfall.¹⁰

Sowohl durch den kausalen Rückbezug auf Ursachen als auch den teleologischen Verweis auf Ziele wird das hergestellt, was Bernhard Waldenfels Ordnung nennt: »ein geregelter (d.h. nicht-beliebiger) Zusammenhang von diesem und jenem«.¹¹ Waldenfels unterscheidet drei grundlegende Ordnungsformen: *Harmonie*, *Archie* und *Teleologie*. Während die harmonische Ordnung darin besteht, daß das Einzelne sich notwendig in den »Chor des Ganzen« einfügt, geht die zweite Formation von einem kausal Ersten und Ursprünglichen aus, das einen hierarchischen Zusammenhang herstellt; die teleologische Ordnung hingegen verzeitlicht den Zusammenhang auf ein Ziel hin.¹² Fragt man nach der Relation zwischen Kontingenz und Ordnung, ergeben sich zwei jeweils asymmetrische Verhältnisbestimmungen:¹³

Kontingenz ist *erstens* der Ordnung nachgeordnet. Zufall scheint es dann nur innerhalb der Spielräume vorgegebener Ordnungsbestimmungen zu geben. Bei Aristoteles ist diese Art des Zufalls das bloß Akzidentielle, das sich weder immer noch regelmäßig ereignet und daher aus dem Gegenstandsbereich der Philosophie ausgeschlossen wird.¹⁴ Mit Maurice Merleau-Ponty könnte man diesen ordnungsimmanenten Zufall als *ontische Kontingenz* bezeichnen: »la contingence ontique, à l'intérieur du monde«. Merleau-Ponty erinnert daran, daß diese ontische Kontingenz nicht einfach nur wie bei Aristoteles ausgegrenzt

¹⁰ Die Variante dieses Topos lautet bei dem Evolutionsbiologen Jacques Monod folgendermaßen: »Nehmen wir zum Beispiel an, Dr. Müller sei zu einem dringenden Besuch bei einem Neuerkrankten gerufen worden, während der Klempner Krause mit der dringenden Reparatur am Dach eines Nachbargebäudes beschäftigt ist. Während Dr. Müller unten am Hause vorbeigeht, läßt der Klempner durch Unachtsamkeit seinen Hammer fallen; die (deterministisch bestimmte) Bahn des Hammers kreuzt die des Arztes, der mit zertrümmertem Schädel stirbt. Wir sagen, er habe kein Glück gehabt. Welchen anderen Ausdruck sollte man für ein solches, seiner Natur nach unvorhersehbares Ereignis verwenden? Hier muß der Zufall natürlich als ein essentieller aufgefaßt werden, der in der totalen Unabhängigkeit der beiden Ereignisreihen steckt, deren Zusammentreffen den Unfall hervorruft« (Jacques Monod, *Zufall und Notwendigkeit. Philosophische Fragen der modernen Biologie*, München 1996, S. 107). Vgl. auch den Artikel »Zufall«, in: Fritz Mauthner, *Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, Bd. II, München u. Leipzig 1910, S. 629–641, hier S. 633ff. Zum literarischen Topos des Dachziegel-Unfalls vgl. Viktor Žmegač, *Ritterrüstungen, Kirschkerne und Dachziegel. Zur literarischen Theorie des Zufalls von Schiller bis Schnitzler*, in: Ders., *Tradition und Innovation. Studien zur deutschsprachigen Literatur seit der Jahrhundertwende*, Wien u.a. 1993, S. 58–73.

¹¹ Bernhard Waldenfels, *Ordnung im Zwielficht*, Frankfurt am Main 1987, S. 17.

¹² Vgl. Waldenfels, »Das Ordentliche und das Außer-ordentliche«, S. 2. – Da die drei Ordnungsbegriffe im weiteren Verlauf der Arbeit semantisch angereichert und an den Texten konkretisiert werden, belasse ich es an dieser Stelle bei abstrakten Hinweisen.

¹³ Vgl. Waldenfels, »Das Ordentliche und das Außer-ordentliche«, S. 3ff.

¹⁴ Vgl. Aristoteles, *Metaphysik*, Buch VI, S. 256ff. (1026b, 27ff.)

wird, sondern auch eine philosophie- bzw. wissenschaftsinterne Provokation darstellt. Zum einen nämlich kann die ontische Kontingenz immerhin als *vorübergehendes* Verständnisproblem ernst genommen werden, das sich mit (metaphysischer) Gewißheit durch die Einsicht in eine tiefere (kausale oder teleologische) Notwendigkeit (»par la découverte de quelque nécessité plus profonde«) lösen läßt. Zum anderen ist der ordnungsimmanente Zufall aufgrund seiner Singularität auch eine Bedrohung für die Rationalität (»une menace pour la rationalité«), insofern er als Lücke im Gewebe der Notwendigkeit (»une lacune dans le tissu de l'être nécessaire«) das Rationalitätsideal lückenloser Funktionalität in Frage stellt.¹⁵

Zweitens kann Kontingenz auch – umgekehrt – der Ordnung vorgeordnet sein: Diese selbst ist dann insgesamt immer auch anders möglich, weil sie keine tiefere ontologische Fundierung aufzuweisen hat. In Anlehnung an Merleau-Ponty könnte man diese Form der Kontingenz *ontologische Kontingenz* nennen.¹⁶ Worauf sie verweist, sind die *Grenzen* der Ordnung, innerhalb derer man sich notwendigerweise bewegt. Ontologische Kontingenz meint dabei den gleichsam konstruktivistischen Charakter der Ordnung, der sich darin zeigt, daß *erstens* die Setzung der Ordnung, das »Ereignis der Ordnungstiftung [...] nicht seinerseits unter die Gesetzmäßigkeit [fällt], die durch sie eingeführt wird«,¹⁷ und daß *zweitens* das »So und nicht anders« der bestehenden Ordnung mit Selektionen und Exklusionen einhergeht, die keinem universalen, über die Ordnung hinausgehenden Gesetz gehorchen und immer auch das ausgeschlossene *Andere* der Ordnung miterzeugen.¹⁸

2. Semiologische Kontingenz

Nimmt man Merleau-Pontys Metapher vom Gewebe der Notwendigkeit ernst, liegt es nahe, auch literarische *Texte* als ontologisch kontingente Ordnungen zu fassen, die durch ihre jeweilige Poetik geregelt werden. Die literaturtheoretischen Paradigmen, die eine solche Gerechtigkeit von Texten ins Zentrum rücken, sind *Strukturalismus* und *Hermeneutik*. Beiden Paradigmen ist gemeinsam, daß sie in ihrem Interesse an »durchgehende[r] Funktionalität«¹⁹ Kontingenz nicht als Ordnungssubversion denken können. Innerhalb der hermeneutischen Tradition etwa ist das einzelne Element eines Textes immer mit dem (harmonisch gedachten) Ganzen des Sinnzusammenhangs als *thematischer Ordnung* vermittelt; schon interpretationslogisch also schließt der hermeneutische Zirkel

¹⁵ Merleau-Ponty, *Phénoménologie*, S. 456.

¹⁶ Vgl. Merleau-Ponty, *Phénoménologie*, S. 456.

¹⁷ Waldenfels, »Das Ordentliche und das Außer-ordentliche«, S. 5.

¹⁸ Vgl. Waldenfels, »Das Ordentliche und das Außer-ordentliche«, S. 4f.

¹⁹ Wellbery, »Zur literaturwissenschaftlichen Relevanz des Kontingenzbegriffs«, S. 161.

zwischen Einzelem und Ganzem wirklich ordnungsgefährdende Lücken im Gewebe der Notwendigkeit aus. Und daß auch der Strukturalismus die Notwendigkeit jedes Ordnungselements voraussetzt, liegt am Strukturbegriff selbst, der eine lückenlose *Ökonomie der Zeichen* impliziert.²⁰

Demgegenüber nimmt der *Poststrukturalismus* eine Dramatisierung und »Radikalisierung des Kontingenzbegriffs«²¹ im Sinne einer *ordnungssubversiven* Kategorie vor. Zwar kann auch der Poststrukturalismus nicht einfach aus der diskursgeschichtlich vorgegebenen Relationalität des Kontingenzbegriffs ausscheren – die Radikalisierung ist überhaupt nur vor dem Hintergrund traditioneller Ordnungsvorstellungen zu verstehen. Doch der Poststrukturalismus betont in erster Linie das *Konfliktverhältnis* zwischen Ordnung und Kontingenz und versucht erstmals, den Zufall zu einem für die Theorie konstitutiven Begriff aufzuwerten. Dabei wird das Primat der Ordnung, von dem Strukturalismus und Hermeneutik ausgehen, durch eine Kontingenzemphase ersetzt, die sich gegen die Stabilität und Abgeschlossenheit von Strukturen wendet und Kontingenz als dysfunktionale Singularität versteht:

Wie man ihn auch definiert, impliziert der Terminus Zufall zumindest zweierlei: Erstens, das Eintreten eines Ereignisses, das vom betreffenden System her – sei dieses als Ordnung, sei es als zweckmäßig handelndes Subjekt konzipiert – nicht vorausseh- und voraussagbar wäre, und nicht ableitbar ist; und zweitens, die Singularität dieses Ereignisses, die nicht aufgeht in einer wiederholbaren Funktion. Das Aussetzen der Regelmäßigkeit in der Zufälligkeit des singulären Ereignisses – diese Durchkreuzung der Funktionalität – versucht der Poststrukturalismus zu denken.²²

In Anlehnung an Jacques Derrida kann man die Durchkreuzung der Funktionalität von Ordnungs- und Sinnzusammenhängen als *semiologische Kontingenz* bezeichnen.²³ Zwar gibt es gerade auch innerhalb der Hermeneutik ein ausgeprägtes Kontingenzbewußtsein.²⁴ Dieses hermeneutische Kontingenzbewußtsein

²⁰ Diese totale Lückenlosigkeit betont etwa Roland Barthes, wenn er schreibt, daß »in einer Erzählung *alles funktionell*« sei (Roland Barthes, Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen, in: Ders., Das semiologische Abenteuer, 3. Aufl., Frankfurt am Main 1994, S. 102–143, hier S. 109, Hervorh. S.M.). – Innerhalb der *Systemtheorie* stellen die unter dem Vorzeichen der ontologischen Kontingenz stehenden Selektionszwänge der Ordnung den ganz normalen, theoretisch undramatischen Grenzverkehr zwischen System und Umwelt dar, während die ordnungsimmanenten Lücken im Gewebe der Notwendigkeit vom System selbst als »nötige Unordnung« (Luhmann, Soziale Systeme, S. 170) in die Welt gesetzt werden. Systemtheoretisch ist Kontingenz also konstitutiv für den Erhalt einer Ordnung. Gerade weil alles (ontologisch) kontingent ist, kann die jeweilige Ordnung auch so bleiben, wie sie ist.

²¹ Wellbery, »Zur literaturwissenschaftlichen Relevanz des Kontingenzbegriffs«, S. 161.

²² Wellbery, »Zur literaturwissenschaftlichen Relevanz des Kontingenzbegriffs«, S. 161f.

²³ Vgl. Derrida, Die zweifache Séance, S. 287.

²⁴ »Zum Themenfeld ›Kontingenz‹ gehört auch jenes *Wissen, das das Wissen seines eigenen Anderseinkönnens impliziert*. Dazu – scheint es – gehört u.a. [...] das Verstehen (einschließlich der Interpretation und der Hermeneutik), das so oder anders oder noch anders ver-

ist jedoch nicht auf die semiologische Kontingenz des Textes, sondern auf die ontologische Kontingenz der eigenen Lektüren und Ordnungsentwürfe bezogen. So hat etwa Wolfgang Iser in seiner *Rezeptionsästhetik*, anknüpfend an Austins Theorie der Sprechakte, und zwar vor allem an den von Austin an den Rand gedrängten Bereich der perlokutionären Akte, eine Theorie ästhetischer Wirkung entwickelt, für die der Begriff der Kontingenz an der Stelle systematisch relevant wird, wo es um die Gefahr des Mißlingens von Kommunikation geht. Nach Iser bestehen zwischen Text und Leser sogenannte »Kontingenzbeträge«, weil der Text in keiner »homologe[n] Beziehung zum Wert- und Dispositionsrepertoire seiner möglichen Leser« steht. Gerade diese Kontingenzbeträge bringen, so Iser, zwar eine Interaktion zwischen Text und Leser in Gang; das Problem ist nur, daß für den eine gelingende Kommunikation allererst ermöglichenden Abbau von Kontingenz »die notwendige Definiertheit einer gemeinsamen Situation« fehlt.²⁵ Während jedoch aus der Perspektive der Sprechakttheorie das Fehlen einer solchen vorgängigen und klar definierten gemeinsamen Situation als äußerst nachteilig für das Gelingen von Kommunikation angesehen werden muß, macht Iser aus der vermeintlichen Not eine Tugend: Gerade diese ›Leere‹ und Kontingenz der Situation zwischen Text und Leser ermöglicht überhaupt erst einen dynamischen und produktiven Verständigungsprozeß, bei dem der Leser immer wieder neu und sich fortwährend am Text korrigierend Signifikate bildet.²⁶

Auch Umberto Eco's »semiotische Hermeneutik«²⁷ geht davon aus, daß es »[i]m Prinzip [...] unendlich viele« Interpretationshypothesen zu einem Text gibt, daß sich »diese Vermutungen« aber zuletzt »an der Kongruenz des Textes bewähren« und – ganz im Sinne des hermeneutischen Zirkels – »vom Komplex des Textes als einem organischen Ganzen bestätigt werden« müssen.²⁸ Ein solcher organizistischer Ordnungsbegriff, den Eco mit der hermeneutischen Tradition teilt,²⁹ ist zwar mit der poststrukturalistischen Ordnungssubversion

stehen kann und versteht und verstanden hat: die Rezeptionstheorie ist die Steigerung des Kontingenzbewußtseins des hermeneutischen Wissens [...]. Einen radikalisierten Kontingenz-Begriff entwerfen die nach-hermeneutischen und poststrukturalistischen Paradigmen des Verstehens und Nicht-Verstehens« (Gerhart von Graevenitz u. Odo Marquard, Vorwort, in: Kontingenz, hrsg. v. Gerhart von Graevenitz u. Odo Marquard in Zusammenarbeit mit Matthias Christen, München 1998, S. XIVf.).

²⁵ Wolfgang Iser, *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, München 1976, S. 109.

²⁶ Vgl. Iser, *Akt des Lesens*, S. 111f.

²⁷ Dieter Mersch, Einleitung, in: *Zeichen über Zeichen. Texte zur Semiotik von Charles Sanders Peirce bis zu Umberto Eco und Jacques Derrida*, hrsg. v. Dieter Mersch, München 1998, S. 9–36, hier S. 28.

²⁸ Eco, *Die Grenzen der Interpretation*, München 1995, S. 49.

²⁹ Moritz Baßler hat darauf hingewiesen, daß die Hermeneutik von einem Strukturbegriff ausgeht, hinter dem sich nichts anderes als »das Paradigma des ›organischen‹ Sprachkunstwerks« verbirgt. Da die Hermeneutik an Aussagen (und nicht am Text selbst) interessiert ist, umfaßt die Struktur eines Textes alles, »was seine Aussage trägt bzw. von ihr erhellt

semiologischer Kontingenz unvereinbar. Dennoch geht Eco insofern über die traditionelle Hermeneutik und den rezeptionsästhetischen Kontingenzbegriff hinaus, als er im Anschluß an die Semiotik von Charles Sanders Peirce die Unendlichkeit der Interpretationen systematisch an den Zeichenbegriff und nicht nur an die offene Kommunikationssituation zwischen Text und Leser bindet. Bei Peirce nämlich wird das Zeichen als das definiert,

was etwas anderes (seinen *Interpretanten*) bestimmt, sich auf ein Objekt zu beziehen, auf das es sich selbst (als sein *Objekt*) auf die gleiche Weise bezieht, wodurch der Interpretant seinerseits zu einem Zeichen wird, und so weiter *ad infinitum*.³⁰

Die Offenheit ist also im Zeichenbegriff selbst angelegt, da das – im Unterschied zum Strukturalismus – dreigliedrige Zeichenmodell von Peirce an die Stelle des Signifikats den sogenannten »Interpretanten« setzt und der Verweis auf einen den Signifikanten übersetzenden weiteren Signifikanten oder Signifikantenkomplex, eben den Interpretanten, »der wieder auf einen weiteren Interpretanten verweist, und so fort bis ins Unendliche«, einen »Prozeß *unbegrenzter Semiose* in Gang setzt.«³¹ Weil dieser Prozeß nach Eco prinzipiell von keinem Ursprung oder Telos her kontrolliert und limitiert werden kann, ist das Peircesche Semiose-Modell unvereinbar mit einer »Metaphysik des Referens«³² und führt konsequenterweise zur Vorstellung vom kulturellen Universum als einem wuchernden Rhizom und virtuell unendlichen Netz von Interpretanten,³³ in dem »jeder Punkt mit jedem anderen Punkt verbunden

wird«; die Struktur läßt sich daher nach Baßler paraphrasieren und prägt »vor allem das hermeneutische Vorverständnis, das sich dann über die verstehende Integration der Textdetails zum vollen Textverständnis läutert«. Die hermeneutische Struktur ist außerdem »tendenziell kohärent und abgeschlossen«, so daß das Ende eines Textes in der Regel »als Struktureffekt erklärbar« ist (Moritz Baßler u.a., *Historismus und literarische Moderne*, Tübingen 1996, S. 184).

³⁰ Charles S. Peirce, *Grundbegriffe der Semiotik und formalen Logik* (1898, 1899, 1901/02), in: Ders., *Semiotische Schriften*, Bd. 1, hrsg. u. übers. v. Christian Kloesel u. Helmut Pape, Frankfurt am Main 1986, S. 375.

³¹ Umberto Eco, *Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte*, 10. Aufl., Frankfurt am Main 1995, S. 173.

³² Umberto Eco, *Einführung in die Semiotik*, 8. Aufl., München 1994, S. 77.

³³ Vgl. Umberto Eco, *Semiotik und Philosophie der Sprache*, München 1985, S. 129. – Zur Erläuterung dieser rhizomatischen Struktur greift Eco auf das Gedächtnismodell von Quilian zurück. Dieses sogenannte *Modell Q* beschreibt das Signifikat zu einem Lexem als Konfiguration weiterer Lexeme, die mit dem »Stammvater«-Lexem assoziativ »verknötet« sind und ihrerseits jeweils wieder zu Ausgangspunkten weiterer Lexem-Konfigurationen werden (vgl. Eco, *Einführung in die Semiotik*, S. 124). – Das Ergebnis ist ein enzyklopädisches Universum, in dem »die Anzahl der herstellbaren Bezüge [...] virtuell unendlich [ist], Vollständigkeit anzustreben wäre absurd, es muß ausgewählt werden. Die Prinzipien der Auswahl und Anordnung sind aber »von der Sache her« (wie man früher sagte) nicht zwingend vorgegeben [...] – es führt kein Weg aus der Kontingenz« (Moritz Baßler, *Einleitung: New Historicism – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, in: *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, hrsg. v. Moritz Baßler, Frankfurt am Main 1995, S. 12f.).

werden kann.«³⁴ Semiologische Kontingenz setzt, so gesehen, die ontologische Kontingenz kulturell-textueller Ordnungen voraus und ist deshalb bei aller gemeinsamen Dysfunktionalität nicht einfach gleichzusetzen mit Merlaupontys ontischer Kontingenz.

Eco hebt diese im Peirceschen Zeichenbegriff angelegte Kontingenz der Semiose immer wieder hervor, was ihn, wenn nicht zum Poststrukturalisten, so doch zu einem Kritiker des Strukturalismus macht.³⁵ Andererseits aber kann es für Eco im Interpretationsprozeß nicht darum gehen, alle möglichen semantischen Eigenschaften von Lexemen zu aktualisieren, die im enzyklopädischen Universum der Interpretanten zur Verfügung stehen. Statt um (dis-)seminale Abdrift, die zum Beispiel je »nach Laune, nach vorheriger Kenntnis, nach den eigenen Idiosynkrasien [...] vom Ausgangspunkt /*Kentaur!*/ zur Einheit ›Atombombe‹ oder ›Mickey Maus‹ zu gelangen vermag,³⁶ geht es Eco im Anschluß an Peirce vor allem um eines: um plausible und ökonomische Sinn-Hypothesen, vor allem also um die Beantwortung der Frage: »worum zum Teufel geht es?«³⁷

Die Dekonstruktion wendet sich von einem solchen Thematismus, der vordergründig zwar nicht mehr ontologisch argumentiert, gleichwohl aber nach Derrida immer noch an die Präsenz von *arché* und *telos* gebunden ist, ab. Zwar schreibt Derrida über Peirce, daß dieser »der von uns intendierten Dekonstruktion des transzendentalen Signifikats sehr nahe« komme.³⁸ Aber Eco hat zu Recht darauf hingewiesen, daß Derrida mit dieser Lesart insofern falsch liegt, als Peirce bei aller Verabschiedung eines *vorgegebenen* transzendentalen Signifikats immer noch an einem solchen Signifikat als zumindest

³⁴ Eco, *Semiotik und Philosophie der Sprache*, S. 126.

³⁵ Zur Abgrenzung Ecos vom Strukturalismus vgl. Mersch, *Einleitung*, S. 27.

³⁶ Eco, *Einführung in die Semiotik*, S. 126. – Welche semantischen Entfaltungsmöglichkeiten aber auch durch die enzyklopädischen Assoziation gewonnen werden können, deutet Moritz Baßler am Beispiel des Signifikanten /*Banane!*/ an: »Wie viele Diskurse laufen durch so ein Detail, z.B. Tücke des Objekts (Slapstick/Stummfilm), Exotismus (Schlager, Josephine Baker), männliche Sexualität, Phallogentrismus (Dörries *Männer* und zahlreiche andere Filme), Pop-Art und Untergrund (Warhols berühmtes Cover für Velvet Underground), dann das Wort von der ›Bananenrepublik Deutschland‹ (Autoaufkleber) und seit 1989 natürlich alles, was mit Wiedervereinigung, Kapitalismus für ›Ossis‹ etc. zu tun hat« (Baßler, *Einleitung: New Historicism – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, S. 21).

³⁷ Umberto Eco, *Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten*, 2. Aufl., München 1994, S. 114. – Für die Bildung dieser Sinn-Hypothesen ist die sogenannte Abduktion als das »versuchsweise und risikoreiche Aufspüren eines Systems von Signifikationsregeln, die es dem Zeichen erlauben, seine Bedeutung zu erlangen«, zuständig (Eco, *Semiotik und Philosophie der Sprache*, S. 68). Zwar ist ihr »logischer Status [...] die Kontingenz« (Dieter Mersch, *Umberto Eco zur Einführung*, Hamburg 1993, S. 126). Zugleich aber erlaubt die Abduktion in Verbindung mit induktiven Schlüssen von den sogenannten »Topic-Kennzeichen« des Textes her eine pragmatische Entscheidung darüber, welche »semantischen Eigenschaften der im Text vorkommenden Lexeme« hervorgehoben oder »narkotisiert« werden sollen (Eco, *Lector in fabula*, S. 114).

³⁸ Jacques Derrida, *Grammatologie*, 5. Aufl., Frankfurt am Main 1994, S. 85.

regulativer Idee und postuliertem Ziel der Interpretationsgemeinschaft festhält.³⁹ Und wenn Eco wiederum »jenseits von Peirce [...] die regulative Idee eines ›finalen Interpretanten‹ abschneidet und »die Kontingenz der Semiose« behauptet,⁴⁰ so ist doch auch er an der eindeutigen Bestimmung konsensfähiger Interpretanten interessiert. Bei allem Bewußtsein für die ontologische Kontingenz der eigenen Interpretationsvorschläge spricht Eco bezeichnenderweise sogar von der Notwendigkeit »einer Hypothese über die Natur der Tiefen-*intentio* des Textes«,⁴¹ mit Hilfe derer die ziellose »Lust der Abdrift«⁴² beim Lesen eingegrenzt werden soll. Der Thematismus geht also ganz im Sinne der hermeneutischen Tradition in einen Intentionalismus über, der den Text tendenziell zum Verschwinden bringt.⁴³ Die Dekonstruktion hingegen verschiebt das Erkenntnisinteresse von der Suche nach Themen hin zu einer »Grammatik [...] der *Kontingenz*«,⁴⁴ die gerade nicht »durch einen Text hindurch einen Sinn zu bestimmen« versucht, sondern die »Textualität des Textes«⁴⁵ und »Intervention der Schrift«⁴⁶ in den Blick nimmt.

³⁹ Eco, *Die Grenzen der Interpretation*, S. 440.

⁴⁰ Mersch, *Umberto Eco zur Einführung*, S. 103.

⁴¹ Eco, *Die Grenzen der Interpretation*, S. 39.

⁴² Eco, *Die Grenzen der Interpretation*, S. 429.

⁴³ »Das Verständnis eines Textes tendiert [...] dahin, den Leser für das einzunehmen, was der Text sagt, der eben damit selber verschwindet« (Hans-Georg Gadamer, *Text und Interpretation*, in: *Gadamer-Lesebuch*, hrsg. v. Jean Grondin, Tübingen 1997, S. 141–171, hier S. 162). Zwar gesteht Gadamer zu, daß es Texte gibt, die nicht verschwinden, nämlich literarische Texte. Deren sprachliche Erscheinung allerdings, die verhindern soll, daß die Texte lediglich ihre Aussagefunktion ausüben, wird von Gadamer gerade nicht als Materialität und Differentialität der Signifikanten, sondern als Klangpräsenz im »inneren Ohr« gedacht (vgl. Gadamer, *Text und Interpretation*, S. 162f.).

⁴⁴ Derrida, *Die zweifache Séance*, S. 286.

⁴⁵ Derrida, *Die zweifache Séance*, S. 276. – Wellbery zufolge verbirgt sich die »Vorstellung der intentionalen bedeutungsstiftenden Handlung als der ursprünglichen Grundlage von Bedeutung« sogar noch hinter der am prominentesten von Manfred Frank vertretenen Annahme (vgl. Manfred Frank, *Was ist Neostrukturalismus?*, 4. Aufl., Frankfurt am Main 1991, S. 37), die Leitidee des Poststrukturalismus bestehe in dem Gedanken einer »grenzenlosen und offenen Struktur«. Mit einer solchen »inadäquaten hermeneutischen Neuan eignung poststrukturalistischen Denkens« wird nach Wellbery der antihermeneutische Witz der Dekonstruktion verfehlt, der gerade im Entzug dieser Grundlage besteht, d.h. in der Unmöglichkeit, den Text auf eine übergeordnete oder verborgene »Idealität des Sinns« zu reduzieren (David Wellbery, »Die Äußerlichkeit der Schrift«, in: *Schrift*, hrsg. v. Hans Ulrich Gumbrecht u. Ludwig Pfeiffer, München 1993, S. 337–348, hier S. 343).

⁴⁶ Jacques Derrida, *Signatur Ereignis Kontext*, in: *Ders., Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, S. 291–314, hier S. 313. Dieses antihermeneutische Interesse an der »Intervention der Schrift« richtet sich explizit auch gegen eine vermeintlich dekonstruktive Polysemie-Hermeneutik. Diese nämlich »war immer schon äußerst raffiniert, wenn es darum ging, aus unvereinbaren *verstanden*en Bedeutungen von Worten, Sätzen und Absätzen einen unausschöpfbaren Reichtum oder eine unbegreifliche Dichte des Sinns zu machen« (Ruth Sonderegger, *Für eine Ästhetik des Spiels. Hermeneutik, Dekonstruktion und der Eigensinn der Kunst*, Frankfurt am Main 2000, S. 87). Werner Hamacher hat entsprechend angemerkt, daß »am Grund jeder genuin hermeneutischen Reflexion« die Annahme steht, die »progressive Totalisierung« einer auch mehrdeutigen Textaussage im »historischen Kontinuum der Interpretationen« zumindest für denkbar zu halten (Werner Hamacher, *Unlesbarkeit*, in:

Diese Intervention ist gegen die hermeneutischen Synthesen und strukturalistischen Analyse-Destillate gerichtet, durch die nicht nur Ordnung hergestellt, sondern der Text stillgestellt wird. Im Unterschied dazu versteht die Dekonstruktion jede Struktur bzw. jeden Text als *dynamisches Gewebe*⁴⁷ und die Bewegung dieses Gewebes als *Spiel* von Verweisen: als supplementierende Bewegung »unendlicher Substitutionen in der Abgeschlossenheit (*clôture*) eines begrenzten Ganzen«, das »durch den Mangel, die Abwesenheit eines Zentrums oder eines Ursprungs möglich wird«.⁴⁸ Bei aller Organisiertheit – »es läßt sich in der Tat keine unorganisierte Struktur denken« – führt dieses anarchische »Spiel der Struktur«,⁴⁹ das kein ontologisches Fundament hat, zur Entfesselung semiologischer Kontingenz. Und auch wenn die Dekonstruktion sich angesichts der Omnipräsenz von Teleologie und Ursprungsbegehren nicht einfach auf die Seite des unendlichen Spiels schlagen kann, ist doch klar, welchem Textbegriff und ›Weltbild‹ sie verpflichtet ist. Mit Nietzsche trauert Derrida nicht mehr um den Verlust des Zentrums und ontologischen Fundaments, sondern begrüßt ihn emphatisch als

fröhliche Bejahung des Spiels der Welt und der Unschuld der Zukunft, die Bejahung einer Welt aus Zeichen ohne Fehl, ohne Wahrheit, ohne Ursprung, die einer tätigen Deutung offen ist. *Diese Bejahung bestimmt demnach das Nicht-Zentrum anders denn als Verlust des Zentrums.* Sie spielt, ohne sich abzusichern. Denn es gibt ein sicheres Spiel: dasjenige, das sich beschränkt auf die *Substitution vorgegebener, existierender und präsentier Stücke.* Im absoluten Zufall liefert sich die Bejahung überdies der *genetischen* Unbestimmtheit aus, dem *seminalen* Abenteuer der Spur (*l'aventure séminale de la trace*).⁵⁰

In der *Grammatologie* wird dieses seminale Abenteuer der Spur innerhalb von Derridas »begriffliche[r] Serie«⁵¹ nicht nur an den Begriff des Spiels bzw. Zufalls,⁵² sondern auch an den der *Schrift* – und damit auch der *Dissemina-*

Paul de Man, *Allegorien des Lesens*, 3. Aufl., Frankfurt am Main 1991, S. 7–26, hier S. 9). Zur Kritik am Polysemie-Konzept vgl. auch Christoph Menke, *Die Souveränität der Kunst. Ästhetische Erfahrung nach Adorno und Derrida*, Frankfurt am Main 1991, S. 82–91.

⁴⁷ »Text heißt *Gewebe*; aber während man dieses Gewebe bisher immer als ein Produkt, einen fertigen Schleier aufgefaßt hat, hinter dem sich, mehr oder weniger verborgen, der Sinn (die Wahrheit) aufhält, betonen wir jetzt bei dem Gewebe die generative Vorstellung, daß der Text durch ein ständiges Flechten entsteht und sich selbst bearbeitet [...]« (Barthes, *Die Lust am Text*, S. 94).

⁴⁸ Jacques Derrida, *Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen*, in: Ders., *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt am Main 1976, S. 422–442, hier S. 437.

⁴⁹ Derrida, *Die Struktur, das Zeichen und das Spiel*, S. 422.

⁵⁰ Derrida, *Die Struktur, das Zeichen und das Spiel*, S. 441.

⁵¹ Geoffrey Bennington u. Jacques Derrida, *Jacques Derrida*, Frankfurt am Main 1994, S. 88.

⁵² Zum Begriff des Zufalls bei Derrida vgl. auch Jacques Derrida, »My Chances/Mes Chances: A Rendezvous with Some Epicurean Stereophonies«, in: *Taking Chances. Derrida, Psychoanalysis and Literature*, hrsg. v. Joseph H. Smith u. William Kerrigan, Baltimore/London 1984, S. 1–32.

tion und *différance* – gekoppelt. Für die metaphysische Tradition ist Schrift das Sekundäre schlechthin: ein »Signifikant des Signifikanten« insofern, als die Schrift lediglich die sekundäre Repräsentation der gesprochenen Sprache darstellt, die der Präsenz des transzendentalen Signifikats vermeintlich näher ist. Für Derrida hingegen beschreibt

»Signifikant des Signifikanten: [...] im Gegenteil die Bewegung der Sprache – in ihrem Ursprung; aber man ahnt bereits, daß ein Ursprung, dessen Struktur als Signifikant des Signifikanten zu entziffern ist, sich mit seiner eigenen Hervorbringung selbst hinwegrafft und auslöscht. Das Signifikat fungiert darin seit je als Signifikant. Die Sekundarität, die man glaubte der Schrift vorbehalten zu können, affiziert jedes Signifikat im allgemeinen, affiziert es immer schon, das heißt, *von Anfang an, von Beginn des Spieles an*. Es gibt kein Signifikat, das dem Spiel aufeinander verweisender Signifikanten entkäme [...]. Die Heraufkunft der Schrift ist die Heraufkunft des Spiels; heute kommt das Spiel zu sich selbst, indem es die Grenze auslöscht, von der man die Zirkulation der Zeichen meinte regeln zu können, indem es alle noch Sicherheit gewährenden Signifikate mit sich reißt, alle vom Spiel noch nicht erfaßten Schlupfwinkel aufstöbert und alle Festen schleift, die bis dahin den Bereich der Sprache kontrolliert hatten.⁵³

Das klingt dramatisch. Und wie bei jedem anständigen Drama funktioniert das Szenario nur dadurch, daß es einen mächtigen Gegner gibt: die Metaphysik der Präsenz, die für Derrida vor allem mit den Ordnungskonzepten derarchie und Teleologie einhergeht. Diese sind einerseits so mächtig, daß jede noch so kritische Äußerung von ihnen infiltriert ist:

[...] [E]s ist sinnlos, auf die Begriffe der Metaphysik zu verzichten, wenn man die Metaphysik erschüttern will. Wir verfügen über keine Sprache – über keine Syntax und keine Lexik –, die nicht an dieser Geschichte beteiligt wäre. Wir können keinen einzigen destruktiven Satz bilden, der nicht schon der Form, der Logik, den impliziten Erfordernissen dessen sich gefügt hätte, was er gerade in Frage stellen wollte.⁵⁴

Andererseits ist es die Sprache selbst, die das metaphysische Gewebe der Notwendigkeit permanent unterläuft, weil es kein Signifikat gibt, das nicht zugleich ein weiterverweisender Signifikant bzw. – mit Peirce gesprochen – Interpretant wäre.

Weil die Dekonstruktion auf genau solche ambigen Verschränkungsfiguren abhebt und davon ausgeht, daß diearchie gar nicht von derarchie der Schrift zu trennen ist (und umgekehrt), ist die Dekonstruktion für die Frage nach dem Verhältnis von Kontingenz und Ordnung nach wie vor der attraktivste Theoriekandidat. Allerdings – und das macht gerade das Zitat von der »Heraufkunft des Spiels« deutlich – neigt Derrida immer wieder dazu, die Seite der Kontingenz undarchie polemisch überzubetonen. Das Problem dabei

⁵³ Derrida, *Grammatologie*, S. 17f.

⁵⁴ Derrida, *Die Struktur, das Zeichen und das Spiel*, S. 425.

besteht darin, daß Derrida in mehrfacher Hinsicht – aus dramaturgischen Gründen – das Kind mit dem Bade auszuschütten droht. Denn *erstens* ist Derrida zwar beizupflichten, wenn er über die arbiträre Relation zwischen Signifikant und Signifikat hinaus die Kontingenz der Sprache vor allem darin sieht, daß Signifikanten immer wieder nur auf Signifikanten verweisen und damit ein sinnerzeugendes und zugleich sinnzerstreuendes Beziehungsspiel generieren. Die Frage ist aber, ob diese semiologische Kontingenz als Bedingung der Möglichkeit jeder Sprachverwendung und Diskursform verstanden werden kann. Christoph Menke-Eggers hat etwa darauf hingewiesen, daß die Ordnung kommunikativer Sprachverwendungen und alltäglicher Sprachspiele keineswegs mit Notwendigkeit durch die semiologische Kontingenz der Sprache unterlaufen wird oder nur durch den gewaltsamen Ausschluß *anderer* Bedeutungsmöglichkeiten aufrechterhalten werden kann. Kurz gesagt: Im pragmatisch begrenzten Kontext und Ordnungsrahmen alltäglicher Kommunikation spielen sich die Dramen semiologischer Kontingenz schlicht nicht ab, wie sie Derrida vor Augen hat.⁵⁵

Gesteht man andererseits zu, daß Derrida zu dem »im Begriff der *différance* zusammengefaßte[n] dekonstruktive[n] Befund von der selbstsubversiven Logik allen Sinns«⁵⁶ vor allem am Beispiel literarischer Diskurse gelangt, kann man daraus *zweitens* den Vorwurf ableiten, daß Derrida die Literatur für Erkenntniszwecke instrumentalisiert.⁵⁷ Denn Derridas Lektüren bleiben bei aller Aufmerksamkeit für subtilste Spielzüge und Überraschungsmomente sprachlicher Strukturen genuin *philosophische* Lektüren, denen es gerade am Gegenstand literarischer Texte um das Immergleiche geht: den erkenntniskritischen Nachweis der *différance* als Bedingung der Möglichkeit (und Unmöglichkeit) von Wahrheit und Bedeutung überhaupt.

Aus diesem philosophischen, »ultra-transzendentalen«⁵⁸ Anspruch folgt *drittens* die Gefahr, daß Derrida bei aller berechtigten Betonung der Unzuverlässigkeit und Offenheit von Zeichen bzw. Zeichensystemen zum einen vor allem die literarischen Diskurse – von Mallarmé bis Celan – favorisiert, die den anvisierten dekonstruktiven Befund auf besonders reflektierte Weise veranschaulichen, und daß Derrida zum anderen die je *spezifische* Ordnung und Kontingenz literarischer Diskurse mit der Perspektive auf den kontingenten Status der Sprache im allgemeinen überblendet.

Auch wenn man etwa mit Wellbery das vom Poststrukturalismus akzentuierte »Element der Willkür, das aller Bedeutung innewohnt, zu einem konstitutiven Prinzip«⁵⁹ der Literatur erklärt, bleibt das noch zu allgemein. Will man die

⁵⁵ Vgl. Menke-Eggers, »Deconstruction and Criticism«, S. 353.

⁵⁶ Menke-Eggers, »Deconstruction and Criticism«, S. 352.

⁵⁷ Vgl. Sonderegger, Ästhetik des Spiels, S. 117f.

⁵⁸ Menke-Eggers, »Deconstruction and Criticism«, S. 354.

⁵⁹ Wellbery, »Die Äußerlichkeit der Schrift«, S. 347.